

Area Studies Revisited. Transregional Studies in Germany

Tagung des Wissenschaftskollegs zu Berlin am 13./ 14. Februar 2009

Von *Nikolaus Werz, Rostock**

Im Zuge von Vereinigung und Transformation wurde die Forschung zu den südlichen und östlichen Ländern, wie es nach 1990 hieß, an deutschen Universitäten vernachlässigt. Wenn überhaupt Lehrstühle ausgeschrieben wurden, dann zu Osteuropa oder Asien. Im Übrigen galt die bisherige Forschung, deren vier Regionalinstitute beispielsweise in Hamburg traditionell unter dem Namen Deutsches Überseeinstitut firmierten, als antiquiert und wurde evaluiert. In der Hansestadt entstand daraus das *GIGA German Institute of Global and Area Studies / Leibniz-Institut für Globale und Regionale Studien* – früher *German Overseas Institute* heißt es auf der website. Während die Forschungsinstitute die Finanzierung von Bund und Land mehr oder weniger halten konnten, zumal nach dem 11. September 2001 plötzlich auch wieder die Regierung in Berlin Interesse bekundete, taten sich die so genannten Orchideenfächer an den Hochschulen schwer. Im Zuge des einsetzenden Exzellenzwettbewerbes und unter dem Druck der neuen Rankings hatten sie schlechte Karten. In den Sozialwissenschaften schienen die Empiriker auf dem Vormarsch, die eine gewisse Vorliebe für westliche Gesellschaften mit ordentlichem Zahlenmaterial an den Tag legen, die Theoretiker der Globalisierung wiederum kannten keine spezifischen Regionen mehr. Allerdings begannen sich diese Ansichten in den vergangenen fünf Jahren zu wandeln.

2005 fand eine Tagung zur Zukunft der Area Studies in Deutschland ebenfalls im Max-Liebermann-Haus in Berlin statt. 2006 gab der Wissenschaftsrat Empfehlungen heraus, die auf eine Stärkung der Regionalstudien hinauslaufen. Die Rahmenbedingungen hatten sich insofern verbessert, als die Regierung der großen Koalition dem Wissenschaftsbereich mehr Mittel versprach und der neue Außenminister dem Interesse für die auswärtige Kulturpolitik entsprechende Taten folgen ließ. Dass Berlin besonders von der neuen Entwicklung profitieren konnte, darf angesichts seiner traditionsreichen Bibliotheken und Museen nicht überraschen. Hinzu kamen einzelne in diesem Bereich engagierte WissenschaftlerInnen. 2004 entstand mit Unterstützung des Landes Berlin ein interdisziplinärer Forschungsverbund "Wege des Wissens. Transregionale Studien". *Marianne Braig*, Professorin am Lateinamerika Institut in Berlin, war daran und 2006 an der Gründung des Center of Area Studies/Zentrum für Regionalstudien in Berlin beteiligt.

Dipesh Chakrabarty von der Universität Chicago und derzeit Fellow am Wissenschaftskolleg zu Berlin begann mit einem Vortrag "The Capacity to Borrow. Some

* *Nikolaus Werz*, Prof. Dr. phil., Inhaber des Lehrstuhls für vergleichende Regierungslehre am Institut für Politik- und Verwaltungswissenschaften der Universität Rostock. E-mail: nikolaus.werz@uni-rostock.de.

"Thoughts on Cultural Exchanges". Bei kulturellen wie in finanziellen Transaktionen sei die Möglichkeit und Fähigkeit zu leihen weniger ein Zeichen des Mangels als vielmehr des Privilegs: in den Diskussionen über Interkulturalität und über das Geben und Nehmen zwischen den Kulturen werde dies oft übersehen. Chakrabarty, der ein wichtiges Werk zum postkolonialen Diskurs verfasst hat, sah allerdings auch Schwierigkeiten bei diesen Tauschvorgängen. Zum Beispiel beim Konsumismus und der Demokratie. Der Konsum könne undemokratische Wünsche vermehren, um hier eine demokratische Lösung zu finden, sei das Verständnis von Differenz notwendig. Elisabeth Jelin aus Buenos Aires ging in "Reversing the Gaze. Global Perspectives On Gender Equality" der Frage nach, ob sich die politischen Strategien des Zentrums auf die Peripherie übertragen lassen. Was passiert etwa, wenn Wissenschaftler, die ihr Wissen in Schwellenländern gesammelt haben, Ansätze zur Geschlechtergleichheit in Skandinavien untersuchen? Lassen sich die Erfahrungen der nordischen Gesellschaften verallgemeinern? So ist beispielsweise die Idee der Gerechtigkeit in anderen Weltregionen lange nicht so verbreitet, sie setzt darüber hinaus eine hohe Homogenität voraus. In Lateinamerika sei der Maternalismus stark ausgeprägt, es werde fast vorausgesetzt, dass eine Frau auch Kinder haben solle.

Nach den Hauptvorträgen wurden Beispiele für transregionale Studien genannt, die – wie zu erwarten – unterschiedlich ausfallen mussten. Es ging um Fragen der sozialen Ungleichheit (*Sergio Costa*), Akteure der Globalisierung mit Blick auf Arbeitsbeziehungen (*Andreas Eckert*), um Theater und Performanz in unterschiedlichen Kulturräumen (*Erika Fischer-Lichte*), um muslimische bzw. islamische Welten (*Ulrike Freitag/Kai Kresse*). Hans-Jürgen Puhle (Frankfurt) ging in einem zusammenfassenden Kommentar der Frage nach, welche Bedingungen gegeben sein sollten, um gute Regionalforschung zu betreiben. Zunächst müssten interessante Fragen gefunden und vergleichend behandelt werden. Auch sollte eine ausreichende Zahl von Experten vor Ort vorhanden sein, was seiner Meinung nach etwa in Hamburg und Berlin der Fall sei. Schließlich gebe es da noch das komplizierte Verhältnis zwischen der jeweiligen Mutterdisziplin und den Regionalstudien. Nur in seltenen Fällen seien etwa die jeweiligen Fachgutachter in den Forschungsorganisationen mit der Thematik vertraut. Damit entstehe die Gefahr, dass sehr spezielle Anträge, auch wenn sie einen enorm großen Personenkreis oder geographischen Raum umfassen, dem mainstream in dem jeweiligen Fach zum Opfer fallen. Die neuen transregionalen Studien stehen dabei, dies wurde nicht verschwiegen, angesichts unklarer Kategorien vor besonderen Herausforderungen. Die Ergebnisse könnten also „hybrid, imprecise and mestizo“ ausfallen.

In den Diskussionsbeiträgen wurde auf die Notwendigkeit des Verstehens und der Vermittlung der in den jeweiligen Regionen stattfindenden Debatten verwiesen, eine Aufgabe, die in Deutschland schon früher von den Kulturwissenschaften im Bereich der Übersee- und später in der Dritte-Welt-Forschung erwartet wurde. Fast scheint es so zu sein, dass durch den hohen Anspruch der transregionalen Studien die Sache nicht leichter geworden ist, da der Vergleich nun eine zentrale Rolle spielt, umfassende Kenntnisse von

zumindest zwei Gesellschaften vorausgesetzt werden und die Thematik noch weiter ausfällt.

Von daher war es gut, dass die Abschlussdiskussion von den Förderorganisationen mit bestritten wurde. Milde schien die Nachmittagssonne auf das Brandenburger Tor, gediegen war das Ambiente und gut waren die Nachrichten, die die Anwesenden vernahmen. *Dieter Grimm* vom Wissenschaftskolleg wies auf die fließenden Grenzen zwischen nationalem und internationalem Recht hin, die sich ab 1990 in Form des Rechtsimports bzw. –exports zeigen. Trotz der hohen Bedeutung der Regionalforschung fehle es in Berlin aber an einer Anlaufstätte. Die Gutachterverfahren sollten gerechter werden, allerdings seien Wissenschaftler erfahrungsgemäß als Gutachter anders denn als Antragsteller. *Angelika Willms-Herget* vertrat mit dem BMBF die Organisation, die in den vergangenen Jahren durch unverhoffte Mittelvergabe maßgeblich zum neuen Aufwind der area studies beigetragen hat. Auf eine Ausschreibung „Zur Stärkung und Weiterentwicklung der Regionalstudien“ Ende 2008 haben sich nahezu alle beworben, die in Deutschland dazu forschen. Es bestand kein Konsens, ob dies als Zeichen der Fülle oder des Mangels gewertet werden müsse. Die Vertreter der Volkswagen-Stiftung und der DFG verwiesen auf die aus ihrer Sicht bewährte Förderung und die neuen Möglichkeiten. Für die Art und Weise, wie dies an den einzelnen Universitäten umgesetzt werde und welchen Stellenwert dort die Drittmittelverwaltung erhalte, dafür seien sie indessen nicht zuständig. Allerdings schimmerte durch, dass sich die jeweilige Verwaltung den neuen Möglichkeiten anpassen müsse, sonst passiere nichts.

Die Gefahr, dass sich die Regionalforschung auch aufgrund der Notwendigkeit zur Vernetzung und der Etablierung größerer Forschungsverbünde auf die Metropolen konzentrieren und die Abwanderung der Regionalstudien aus den Universitäten in spezialisierte Forschungsinstitute anhalten könne, wurde angesprochen. Im zunehmenden Maße findet der Diskurs – wie auch bei der Tagung in Berlin – ausschließlich in englischer Sprache statt. Dies erschwert die Beteiligung größerer Bevölkerungskreise und der Politiker, darüber hinaus werden dadurch andere Sprachen und Fächer benachteiligt, wie das weltweit zunehmende Spanisch.

Es wird sich zeigen, ob sich die neuen Initiativen zu den area studies auch bei einer schwieriger werdenden Haushaltslage und jenseits der Metropolen halten können.